

Die Fieberkurve : Wachtmeister Studers zweiter Fall. Teil 15

Autor(en): **Glauser, Friedrich**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **57 (1953-1954)**

Heft 3

PDF erstellt am: **29.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-661620>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

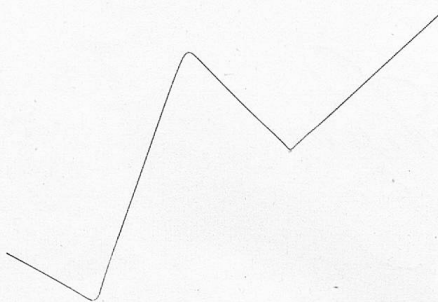
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

DIE FIEBERKURVE



Wachtmeister Studers
zweiter Fall
von Friedrich Glauser

Wachtmeister Studer war das Salz der Berner Kantonspolizei. Das war wohl der eine Grund, der den Herrn Polizeidirektor dazu veranlasste, gegen des Wachtmeisters Reisepläne nichts einzuwenden. Der andere war auch nicht schwer zu erraten: Kommissär Gisler von der Stadtpolizei hatte vorgearbeitet. Einen Augenblick schien es Studer, als könne er die Gedanken lesen, die hinter seines Vorgesetzten Stirne träge dahinschlichen. «Millionen!» lautete der eine Gedanke. Der andere: «Der Studer spinnt ja einewäg. Findet er das Geld, so hab ich den Ruhm. Findet er es nicht, so pensionieren wir den Mann.» Der Dritte: «Ob der Studer hier faulenzet oder ob er Ferien nimmt und die Basler blamiert, bleibt sich gleich. Aber keinen Rappen Spesen!»

Und an diesen letzten Gedanken knüpfte Studer an, als er, nach Beendigung seines Exposés, also schloss:

«Hier kann ich nichts mehr ausrichten. Den Pater hätt ich zur Not zurückhalten können — aber dann hätt ich ihn einsperren müssen. Und das hab ich nicht gewollt.» Er wiederholte den Witz vom Vatikan, er wolle keinen Konflikt mit dem Papst. «Die andern kenn ich nicht. Telephonisch kann ich keine Klarheit bekommen. Ich muss nach Paris — vielleicht weiter. Ich muss den Sekretär Koller finden und den Hellscherkorporal... Ihr wisset, Herr Direktor, dass man dies alles nur an Ort und Stelle aufklären kann. Ich weiss, wo die Millionen liegen — wenn wirklich Millionen vorhanden sind...»

«Einerseits Millionen...», sagte der hohe Vorgesetzte. Er gebrauchte gerne die Form: «einerseits-andererseits». Und Studer grinste auf den Stockzähnen, weil er die vergeblichen Bemühungen seines Gegenübers sah, den zweiten Teil des Satzes zu finden. Endlich: «Andererseits die Basler Polizei... Wir wollen es den Baslern zeigen. Wir Berner!» Und er räusperte sich trocken.

«Exakt, Herr Direktor! Die Basler, die einen Tätler schicken, statt eines Fahnders!»

«Also Studer», sagte der Direktor und stand auf. «Macht es gut. Ihr könnt reisen. Aber auf eure Verantwortung. Gelingt's, so bekommt ihr eure Spesen zurück. Seid ihr der Lackierte, so müsst ihr halt den Spass selber bezahlen... Einverstanden.»

«Einverstanden!» Studer nickte. Der Vorschlag kam nicht unerwartet. Der Wachtmeister hatte in der Nacht berechnet, dass sein Erspartes für die Reise grad langen würde.

«Gut so», sagte der Direktor und schob Studer sanft zur Tür. «Und wenn ihr zufällig eine neue Hunderasse entdeckt — vielleicht haben die Kabynen Sennenhunde —, so bringt ihr mir ein paar Junge mit. Aber mit Pedigree!»

Marokkanische Sennenhunde! dachte Studer. Mit Stammbaum! Aber er widersprach nicht, sondern verabschiedete sich von dem hohen Vorgesetzten, der nach des Wachtmeisters bescheidener Ansicht ebenfalls ein wenig lätz gewickelt war...

*

Studer hatte beschlossen, diesmal nicht bei Madelin zu wohnen. Er brauchte Ellbogenfreiheit. So stieg er in einem kleinen Hotel ab, das den poetischen Namen «Au Bouquet de Montmartre» führte. Es lag in der Nähe der Station Pigalle.

Dann nahm er die Untergrundbahn, und wie immer, wenn er nach einiger Zeit den Geruch einatmete, der dort unten herrschte, diesen Geruch nach Staub, erhitztem Metall und Desinfektionsmitteln, schlug ihm das Herz ein wenig schneller. Paris war stets etwas Abenteuerliches, auch wenn man wusste, dass man nichts von dem unternehmen würde, was gute Bürger unter Abenteuer verstanden.

In der Police Judiviaire begrüßte Kommissär Madelin seinen Kollegen Studer mit «Hallo!» und «Wie geht's?» und «Durchgebrannt?», schickte den Bürodienner sogleich in das nahe Café, eine Flasche Vouvray holen — es war halb neun Uhr

morgens — und erkundigte sich dann, was denn diese ganze Geschichte samt Telephon und Pariser Reise zu bedeuten habe.

Studer musste den ganzen Fall erzählen. Er tat dies mit einer so treuherzigen Diplomatie, dass Madelin gar nicht auf den Gedanken kam, sein Freund Studer verheimliche ihm irgend etwas. Der Berner Wachtmeister erzählte vom Pater Mathias, der durchgebrannt sei, von Marie Cleman, von den beiden alten Frauen, die den Gastod gefunden hatten — genau, wie es jener Hellscherkorporal prophezeit habe. Aber Studer verschwiegen den Fund der Fieberkurve, verschwiegen deren Entzifferung. Vorsicht, dachte er. Vorsicht! Sonst schnappen dir die Franzosen den Schatz vor der Nase weg.

Madelin hörte zu, unterbrach hin und wieder mit Ausrufen wie: «Nicht möglich!» — im Tonfall des Spassmachers Grock — und: «Was du nicht sagst!» Als Studer dann noch von dem missglückten Ueberfall erzählte, dessen Opfer er fast geworden war, nickte Madelin beifällig mit seinem mageren Büsserschädel: «Allerhand, Stüdère! Die ruhige Schweiz! Was du nicht sagst! Vielleicht erhebt sie sich mit der Zeit auf ein internationales Niveau — kriminalistisch meine ich. Ansätze sind vorhanden!»

Sehr gnädig, sehr spassig, sehr freundlich war der Divisionskommissär Madelin, den etwa ein Dutzend Inspektoren, die unter seiner Fuchtel standen, mit familiärem Respekt den «Patron» nannten. Denn er war eine Macht, der Kommissär Madelin, der lang und hager und grau einer Steinfigur an einem gotischen Dompportal ähnelte — einer Steinfigur, die mit Vorliebe Vouvray trank . .

«Und was kann ich für dich tun?» fragte er. Studer dachte einen Augenblick nach. Es war ihm allerlei in den Sinn gekommen, aber dieses Allerlei liess sich nur schwer in genaue Fragen zergliedern. In Bern hatte er noch im Zivilstandsregister nachgesehen, mehr aus Gewissenhaftigkeit, als in der Hoffnung, etwas Neues zu finden. Die Eheschliessung zwischen Cleman, Alois Victor, und Hornuss, Sophie, war regelrecht vermerkt worden. Der Geologe gab als Heimatgemeinde Frutigen an. Als dann Studer an die Gemeindekanzlei telephonierte, erfuhr er, Cleman habe sich 1905 eingekauft. Er habe belgische Papiere vorgewiesen. Von einem Bruder des Betreffenden, meldete Frutigen, sei nichts bekannt . . .

«Was ich dich fragen wollte», sagte Studer, «wie stehst du mit dem Kriegsministerium?»

«Hm», meinte Madelin, während er eine Zigarette rollte — und Studer bewunderte diese Fertigkeit. «Soso lala. Ich hab ein paar Kameraden dort, die mich auf dem laufenden halten, wenn etwas los ist. Verstehst du? Politische Veränderungen haben wir genug, einmal bläst der Wind von links, dann wieder von rechts, einmal sollte man Marx auswendig lernen und die Royalisten verhaften, dann wieder die Kommunisten mit Gummiknütteln beaufsichtigen und in die Messe gehen. Zwischenhinein kommt der König der Schimpansen und anderer Gorillas nach Paris, man hat Scherereien mit ihm und mit seiner Suite . . . Man muss gedeckt sein . . . Verstehst du? Doch, doch. Ich stehe ganz gut mit dem Kriegsministerium!»

«Es handelt sich», erklärte Studer bedächtig, «um einen uralten Fall. Im Jahre 1915, soviel ich weiss, also während der Sintflut, sind in Fez zwei Deutsche standrechtlich erschossen worden. Die Brüder Mannesmann: Louis und Adolf. Kannst du dir die Akten einmal geben lassen und mir sagen, ob in ihnen auch von einem Geologen Cleman die Rede ist?»

«Aber natürlich! Ich kenn den Archivar dort gut, der leiht mir die Akten. Um elf Uhr mach ich einen Sprung ins Ministerium und heute abend, sagen wir um acht Uhr, können wir uns treffen. Bei mir daheim? Das wäre am gescheitesten, dann könnt ich die Akten gleich mitbringen und du könntest sie durchsehen. Aber jetzt hab ich zu tun. Leb wohl!»

«He! Wart doch noch ein wenig! Du hast doch die Untersuchung über das Verschwinden eines gewissen Koller, der Börsenmakler war, geführt. Wir haben vorgestern am Telephon über den Fall gesprochen . . . Hast du etwas Neues erfahren über den Mann?»

«Ja», sagte Madelin, und sein Gesicht wurde plötzlich ernst. Er schwieg eine Weile. «Du meinst doch den Mann, dessen Verlustanzeige von seiner Sekretärin gemacht worden ist? Sekretärin!» wiederholte Madelin mit einer merkwürdigen Betonung.

Daraufhin wäre zwischen den beiden Freunden fast ein Streit ausgebrochen, denn Wachtmeister Studer war lächerlich empfindlich, wenn es sich um Marie handelte.

«Sie *war* seine Sekretärin!» sagte er laut und klopfte mit den Fingerknöcheln auf Madelins Schreibtisch. «Wenn ich dir sage, dass sie ein anständiges Mädchen ist! Willst du einen Beweis? Da! Schau!» Und er riss Maries Brief aus der

Busentasche. «So schreibt mir das Mädchen! Ich will dir's übersetzen!»

Um Kommissär Madelins Lippen lag ein unverschämtes Lächeln. Aber Studer sah es nicht, denn er war allzusehr mit den weiblichen Schriftzügen beschäftigt. Die Buchstaben tanzten zwar ein wenig vor seinen Augen, aber schliesslich standen sie doch still und die Uebersetzung ging ohne allzu grosse Schwierigkeit zu Ende.

«Gut, gut!» lenkte Madelin ein. «Das Mädchen ist ein Ausbund aller Tugenden . . . Aber nicht vom Mädchen wollt ich dir erzählen, sondern von seinem ehemaligen Brotherrn, dem Jacques Koller, der verschwunden ist. Ich glaub, wir haben eine Spur . . . Heute früh hab ich ein Telegramm vom Rekrutierungsbüro in Strassburg erhalten. Der untersuchende Arzt hat zufällig das Signalement gelesen, das wir von dem Verschwundenen verbreitet haben: 1,89 gross, gelbe Hautfarbe, glattrasiert, stumpfblondes Haar . . . Und der Arzt behauptet, gestern, also am 4. Januar, habe sich auf dem Rekrutierungsbüro ein Mann gemeldet, auf den dieses Signalement passt. Der Arzt habe sich verpflichtet gefühlt, die Sûreté von diesem Faktum zu benachrichtigen. Der Mann hat als Namen ‚Despine‘ angegeben und ist mit einem Transportschein nach Marseille weitergeschickt worden, wo er sich am 5. Januar, also heute, melden wird. Wir können seine Auslieferung nicht verlangen. Die Fremdenlegion liefert nur aus, wenn es sich um Mord oder um eine Summe handelt, die 100 000 Franken übersteigt. Nun hat Godofrey die hinterlassenen Papiere des Koller untersucht, aber keine Fälschungen entdeckt. Der Konkurs war die Folge von Ungeschicklichkeiten und nicht von Unehrligkeiten . . . Was sollen wir nun machen, alter Freund? Den Koller laufen lassen?»

Studer hockte da, die Unterarme auf den Schenkeln, die Hände gefaltet. Fremdenlegion! dachte er. Werd ich also doch noch im Alter die Fremdenlegion sehen! Nach einer Pause sagte er eifrig: «Jaja, lass den Mann nur dort, wo er ist. Ich werde . . . » Aber er vollendete den Satz nicht. War es eine Vorahnung? Plötzlich kam es ihm vor, als sei es eine Unvorsichtigkeit, dem Divisionskommissär Madelin anzuvertrauen, dass er eine Reise nach Afrika zu unternehmen gedachte. Er stand auf.

«Also, heut abend bei dir . . . », und er schüttelte Madelin die Hand. «Wo hat der Koller hier in Paris gewohnt?»

Madelin schaufelte mit beiden Händen einen

Wall von Papieren durcheinander. Endlich stiess er auf einen kleinen Zettel:

«Rue Daguerre 18 . . . Ganz oben am Montparnasse. Du läufst den Boulevard St-Michel hinauf, immer weiter, bis du zum Löwen kommst. Und die Rue Daguerre ist ganz in der Nähe. Leb wohl, Alter. Auf Wiedersehen.»

Am Abend um acht Uhr war Madelins Wohnung dunkel. Studer läutete, läutete . . . Niemand kam ihm öffnen. Da meinte er, dass er den Kommissär falsch verstanden habe und ging zu den Hallen, in jene kleine Beize, in der er die Bekanntschaft des Paters gemacht hatte. Hinter dem Schanktisch stand immer noch der Beizer mit aufgekrepelten Hemdsärmeln, und seine Oberarme waren dick wie die Schenkel eines normalen Menschen. Studer wartete, wartete. Um Mitternacht gab er es auf.

In seinem Hotelzimmer versuchte er vergebens einzuschlafen. Die Lampe trug über dem weissen Glasschirm ein violettes Seidenstück von quadratischer Form, an dessen Ecken braune Holzkugeln hingen. Das erinnerte den Wachtmeister an die Küche der Sophie Hornuss in Bern. Er lag im Bett, die Hände im Nacken verschränkt, und starnte ins Licht. Zum erstenmal fiel ihm die zweite Merkwürdigkeit des Falles auf: Die erste war sein unschweizerischer — besser: sein auslandschweizerischer — Aspekt gewesen:

Man kämpfte gegen Schatten! Ein Schatten der Mann, der ihn am Telephon verhöhnte, ein Schatten der Hellseherkorporal, ein Schatten der Geologe Cleman, Alois Victor, der vielleicht — bewiesen war es noch nicht — mit dem Philosophiestudenten Koller aus Freiburg identisch war. Schatten die beiden alten Frauen, die einen so merkwürdigen Tod gefunden hatten.

Schattenhaft waren auch die Dinge, mit denen man sich beschäftigen musste: die Millionen, in Gurama vergraben, die ausgelegten Kartenspiele mit dem Schaufelbauer, die Briefe — das gelbe Kuvert sowohl, in welchem Korporal Collani die Fieberkurve geschickt hatte, als auch Maries Brieflein. Schattenhaft der Buick BS 3437 mitsamt dem grossen Mann, der ihn bewachte, nachts, vor dem Haus in der Gerechtigkeitsgasse. Vom Lampenschirm des Hotelzimmers glitten Studers Gedanken zu den verbeulten Blechdosen . . . Zwei Küchen . . . Und Studer träumte von diesen Küchen.

Es war ein schauerlicher Traum, schwer und mit Angst geladen. Studer war in einer einsamen Oase, aber er wusste: sie war nicht leer. Ein Geschöpf hauste in ihr, weder Mensch noch Tier, das

denen, die sich hierher verirrt, ins Genick sprang und sie zutode ritt. Der Wachtmeister ging gebückt und ängstlich unter den giftiggrünen Federpalmen. Da sass ihm das Geschöpf schon im Nacken, es hatte dürre Schenkel, die pressten Studers Hals zusammen. Und Studer ächzte. Pater Matthias tauchte auf, er hielt ein Kreuz in der Hand und rief: «Apage, Satanas!» Aber das Geschöpf kümmerte sich keinen Deut um die Beschwörung, es ritt weiter auf Studers Nacken, und der Wachtmeister musste traben. Er hatte Durst. Pater Matthias war verschwunden, dafür standen plötzlich die verstorbenen alten Frauen da, und die eine hatte eine Warze neben dem linken Nasenflügel, während die Lippen der anderen schmal und zu einem höhnischen Lächeln verzogen waren. Sie tanzten wie Hexen einen grausigen Tanz... Studer fiel zu Boden, es war nicht Erde, auf die er fiel, nein, Fliesen waren es. Und als er aufsaß, lag er in der Küche der verstorbenen Sophie. Alles war da: der braune Klubsessel, der Gasherd, der Küchentisch, mit Wachstuch überzogen. Doch im Klubsessel, neben dem Gasherd, sass Marie und schlief. Ueber die Schlafende beugte sich ein Mann mit gekräuseltem Bart und sagte mit heller Stimme: «Ich hole sie alle, alle hol' ich zu mir.» Der Mann, der nur der Geologe Cleman sein konnte, beschrieb mit seinen dünnen Händen Kreise um den Kopf des Mädchens, die blonden Haare sträubten sich. Dann war es nicht mehr Marie — eine Warze wuchs neben ihrem Nasenflügel — die Küche schrumpfte zusammen und war nur noch ein Durchgangskorridor. Die beiden Flammen des Gasréchauds piffen eine Walzermelodie, und auf der Etagere tanzten die Büchsen klappernd einen plumpen Tanz: «Mehl», «Salz», «Kaffee». Und Studer dachte im Traum, dass sie vom Tanz ihr Email verloren hatten... «Cleman Victor Alois», sagte Studer laut — und immer noch lag er am Boden — «ich verhafte Sie wegen Mordverdachts!» Aber die Küche war leer, wenigstens schien es so. Ein Schatten hüpfte über die Wand. Diesen Schatten verfolgte Studer mit dem Schatten seiner Hand. Da begann der Schatten zu lachen, lauter und lauter, donnernd...

Studer fuhr auf, die Fenster des Hotelzimmers klirrten, eine Bogenlampe warf ihr kaltes Licht auf die Mauer, und auf der Strasse rumpelte ein späterer Autobus vorbei.

*

Nein, der Herr Kommissär sei leider nicht da, sagte der Bürodienner am nächsten Morgen. Er habe

einer Untersuchung wegen nach Angers reisen müssen.

— Ob er denn nichts für Inspektor Studer hinterlassen habe? — Nein, gar nichts...

Gut, das konnte vorkommen. Ein Polizeikommissär kann nicht immer tun, was er gerne möchte... Aber eine Nachricht hätte Madelin doch hinterlassen können, dachte Studer, als er an der Seine entlang ging und sich von einem verspäteten Morgenwind anblasen liess. — Das ist nicht schön von Madelin, er weiss doch, dass ich warte!... Nun, man kann in diesem Fall einen kleinen Ausflug nach Montparnasse machen und sich das Haus ansehen, in dem Marie gewohnt hat.

Die Rue Daguerre ist eine kleine Strasse, die von der Avenue d'Orléans abzweigt. An der Ecke hat Potin, das bekannte Lebensmittelgeschäft, eine Ablage. In den Schaufenstern liegen Gänse, Kaninchen, Gemüse. Neben dem Laden bietet eine Blumenfrau frierende Mimosen zum Kaufe an. Die Nummer 18 ist ein Hof, in dessen Hintergrund ein einstöckiges Gebäude kauert.

— O ja, der Bäcker, dessen Laden dem Haus Nr. 18 gegenüber lag, erinnerte sich noch gut an das Ehepaar Koller. Kollère, natürlich auf der letzten Silbe betont. Anders taten es ja die Franzosen nicht. «Eine so charmante Frau, immer höflich, immer lustig, nie den Mut verloren! Auch als der Mann plötzlich verschwunden war. Und Monsieur! Ein gebildeter Herr! Sah viel Freunde bei sich! Beschäftigte sich mit Philosophie, wissen Sie! Mit den letzten Dingen!»

«Mit den letzten Dingen?» fragte Studer erstaunt.

Der dicke Bäcker, dessen spärliche Haare in der Farbe an Pfälzerrüben erinnerten, blies die Backen auf. «Jaja, mit den letzten Dingen! Monsieur konnte in die Zukunft schauen, die Toten waren ihm gehorsam.»

«Die Toten?»

«Ja! sie kamen und sprachen und erzählten. Ich war selbst einmal anwesend. Es war passionierend! Man konnte sich mit den Toten unterhalten, sie klopften im Tisch, manchmal sprachen sie auch aus dem Mund des Herrn Kollère. Ja, es gibt merkwürdige Dinge zwischen Himmel und Erde!»

Arme Marie! Mit einem Spiritisten hatte sie also zusammengewohnt! Und das nannte man hier einen Philosophen! Aber die Frau, die das Hofhaus von Nr. 18 betreute, gab tröstlichere Kunde.

(Fortsetzung folgt)